

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Sams. 3. September 1932

Nummer 56

Orpheus am Fjord.

Zum 25. Todestage Edward Griegs am 4. September 1932.
Skizze von Stephan Georgi.

„Er ist wieder da!“ riefen sich die Bauern von Vossbus zu, und ein freudig belebender Zug legte sich neu in die fernen Gesichter, denen man trotz mancher Verwitterung die Spuren feiner Kultur und hoher geistiger Fähigkeiten anah; viele der Hardanger-Bauern entstammten den alten norwegischen Adels-geschlechtern. Mit diesem Ruf meinten sie nicht den jungen Leut, der eben begann, seinen Farbstab über den Hardanger-Fjord auszustreuen, sondern den kleinen, untergeordneten Mann, der seit einigen Tagen mit flatternden Haaren unter dem Wasser einherwandelte, mit komisch wirkenden, ungleichen Zügen von Stein zu Stein sprang, um an einen besonders günstigen Aus-sichtspunkt zu gelangen, und dann, mühsam atmend, wobei die Hände stets die Nodausschläge festhielten, so eindringlich in die Kunde blies, als wollte er nicht nur die Schneefurche des ragenen Folgejohs, den mächtigen Wasserfall und die hohen Fichtenwälder, vielmehr jede Bergspitze, jedes Wasserzipschen einzeln greifen.

Edward Grieg war auf seiner Flucht vor der Welt wieder im stillen Vossbus eingezogen. Hier, in engerer Fühlung mit Bergen und Wasser, in diesem still-verschwiegeneen Pracht-berreich seines über alles geliebten Vaterlandes fand er Samml-ung und Arbeitsruhe; hier sang er, als Orpheus am Fjord, seine Lieder den Tieren und Steinen zu. Nicht über dem Wasser, auf halber Höhe des Felsens, stand eine unwirkliche Goldblüte, deren einziger Raum kaum mehr enthielt als Staub, Tische und den kostbaren Flügel. Das war die Werkstatt Griegscher Melodien. Vollige Einsamkeit, weite Naturruhe ringsum; denn die dem Komponisten in liebender Wertschätzung treu ergebenen Bauern wußten es trefflich anzustellen, neu-gierige Fremde von der Gasse am Felsen fern zu halten.

Ein beschwerlicher Weg über feine Hügel und Geröll war es bis zu jener Landzunge, deren Spitze einen weichen großartigen Ausblick bot. Dort ließ sich Grieg auf einem moos-igen Stein nieder und sah fast reglos Stunde um Stunde, sich seinem unerschöpflichen Dasein zum Träumen hingebend.

Was und freier kam Grieg abends ins Dorf. Am näch-sten Tage lag er fiebernd im Bett. Eine quälende Angst besiel ihn. Er wußte, wie sehr er sich seiner Krankheit damals in Leipzig, die ihm nur noch einen brauchbaren Lungenflügel gelassen hatte, vor einem Mißfall hüten, sich aufs äußerste bemühen mußte. Es war nicht Furcht vor dem Tode, sondern Angst davor, mit seinem Schaffen aufhören zu müssen, ab-schließen zu müssen, bevor er von selbst am Ende war. Diese Angst sah sich Leipzig immer in ihm, machte ihn still und schen.

Aufhorren mußten! Grieg wußte sich den Schweiß von der Stirn. Aufhorren? Rief, wo er mühsam die Höhe erklimmen hatte? Er sah den Knaben Edward vor sich, den Schüler Grieg, der so gern einmal die Schule schwänzte, der dann eines Tages mit stolz geschwellter Brust in seiner Bank saß, als ein Mit-schüler meinte: „Sehr Lehrer, der Grieg hat etwas mit-gebracht. Er hat etwas komponiert.“ Und als der Lehrer das best aufklug, was er Variationen über eine deutsche Melodie für das Klavier, von Edward Grieg, Opus I. Aber der Mann hatte den Knaben beim Ohr genommen, geschimpft und ihn eingeschärft, solchen Unfug zu lassen und sich lieber um die mangelhaften Schularbeiten zu kümmern. Doch der junge Edward hatte den „Unfug“ nicht gelassen, und als der große nor-wegische Geiger die Rufe des hervorragenden Talents des Knaben erkannte, ging es zum Studium nach Leipzig. Tadelnde Worte von der steten Einsamkeit nach der Heimat, nach den Fjorden Norwegens folgten. Dann kamen die ersten Werke, die in der Öffentlichkeit gelangten; dann die fördernde, erhebende Freundschaft mit Richard Nordraat, dem Lebensvollen, Selbst-berühmten. Ja — dann kam Nina Grieg, die blonde Kauf-frau. Es gab einen heiligen Kampf. Mit einem neuen Lied war er zu ihr gegangen, das trug den Titel: „Ich liebe dich...“ Aber Ninas Mutter, die ebenfalls gefeierte Pianistin, erhob ein weh-rendes Kammer. „Das arme Kind! Ein Künstler! Ein Musi-ker! Er ist nicht und hat nichts und macht eine Musik, die niemand hören will.“ Edwards und Ninas Entschluß aber war stärker als Frau Ninas Bedenken. Und — war er wirklich nichts? War er wirklich eine Musik, die niemand hören wollte? Richtig! Richtig! Richtig! In dem leeren Saal des Musikvereins, der sich in der ersten Reihe des Orchesters befand, saßen nur wenige Menschen. Die ersten Reihen waren leer. Die ersten Reihen waren leer. Die ersten Reihen waren leer.

Der Kranke sah vom Fenster in die ersten jarten Früh-lingstagen hinaus. Er hülfte, und wieder bemühte sich seiner eine ideale Resignation. Die schließende, zermürbende Krankheit. Einmal wird sie ihn doch fassen. Einmal? Viel-leicht schon diesmal, vielleicht schon...

Minutenlang starrte er vor sich hin. Dann griff er zu dem Best, das die Gedichte des einfachen Bauern Vinje enthielt. Da war eins dabei: „Reiter Frühling.“

Weiße Apfelblüten schaukelten vor dem Fenster. Doch der Kranke achtete nicht mehr darauf. Er schrieb, reichte Noten an Noten.

Als wenige Tage später Nina Grieg in Vossbus eintraf, konnte ihr der Arzt schon beruhigend mitteilen, daß keine Ge-fahr mehr bestünde. Eine glücklich überwindene Erkrankung; auch von der Herabverbreitung würde sich Grieg hier in den Bergen bald erholen.

Unter Ninas sorgfältiger Pflege genas der Kranke über-raschend. Als er zum erstenmal das Haus verlassen konnte, war sein erster Gang zur Hüte am Abhang. Die eingehüllte, mit breitkrämpigem Schapphut, Gummischuhen und Regenmantel machte er sich dorthin auf den Weg und — fand den Platz leer.

Die besorgten Vossbus-Bauern hatten sich der arge-nen Mühe unterzogen, die Hüte mit dem Hügel den Abhang hinunter zu schaffen und sie in einer stillen Nacht aufzustellen, wo es windstill war. Dort warteten sie mit Frauen und Kindern auf ihn.

Dann und freude in seinen hellblauen Augen, setzte sich Grieg an den Hügel und spielte so mitreißend einen nordischen Tanz, daß es nicht lange dauerte, bis sich ringsum die Paare drehten.

Dann holte er ein fädelniedriges Manuskript aus der Tasche und reichte es seiner Frau. „Magst du singen?“ Sie nickte und sang zu seiner Begleitung das jüngst entstandene Lied: „Reiter Frühling.“

Das letzte Aufgebot

Skizze von Karl Perktold-Fraunstein

Glühend-naß strebt die graurote Mauer der Zinnen empor. Nebel dampft von den Felsen und zieht träge in feigen Schleim die Wände entlang. Hier und da kracht ein Echo in die Bergtiefe hinein. Felsen brechen aus den tiefen Steinlopfen heraus und poltern die Schluchten hinunter. Lange domert es hinterdrein, daß der Boden zittert und die Luft von dem tollen Lärm der niederbrausenden Steinlawinen erschüttert wird.

Im Tale unten ist es grau. Weiter im Süden drinnen schleppen sich dunkle Wolken über die Felsen und Grate hin. Feuchtsalt ist die Luft. Reife jammernd zieht der Wind in den Felsen. Dichter wird allmählich der Nebel. Dunkel-blaue Schatten graben sich in das sonst gleichmäßige Grau. Plötzlich zerreiht wieder die Stille, ein Donner bricht die Felsen entlang, und Steingeröll brist hinterdrein. Steine spritzen auf; Geröll schießt auseinander und streut über den Graben hin. Jetzt steigt ein Fluten aus dem nebligen Boden, und Schatten eilen häufig bald vor, bald zurück. Menschliches Jammen wird stärker als das Jammen des Windes. Und alles überdient das Krachen und Rollen, als jage der Teufel durch den Nebel.

„Heute schießen sie wieder wie verrückt“, denkt der Pufferer, der auf einem Grate auf Vorposten liegt. Auf den tropfnaßen Felsen hat sich der alte Grauhäutige hin-gelegt. Er gehört zu dem letzten Aufgebot vom Dorfe drinnen. Seine Uniform ist fleckig-schmutzig und gerissen. Und die gekrümmte Spielbahnfeder an der Mütze baumelt ihm seitwärts in das bärige Gesicht, in das harte Bauernarbeit furchen gepflügt und das die Sonne über dem Alter ge-bräunt hat. „Sonn“ sieht man ihm den Siebziger nicht an. Die schweren verkrüppelten Hände halten das Gewehr nach vorn gerichtet. Auf den Rücken des Alten prasselt Regen und Schnee nieder. Stunden liegt er schon da heroben und ist noch nicht müde. Berg- und wittergewohnt spähen die Augen in den Nebel hinein. Kein Jude läuft über dieses Gesicht, wenn manchmal auch der Schnee beidend heran-gepfeift und der Regen hart an die Wadenknöchel klopft. Der Pufferer bewahrt seine Ruhe, auch wenn unter ihm die Granaten hineindringen in das grau-rote Gestein.

„Jetzt müssen sie bluten, die Zinnen“, brummt er vor sich hin, etwas schmerzlich im Ausdruck, weil jeder heraus-geprengte Stein ein Stück verlorenen Heimat ist. „Und wir werden auch allereinst weniger“, jetzt er sein Selbstgespräch fort. „Vor ein paar Tagen sind wir wenigstens noch alle

fünf Stunden abgelöst worden, aber jetzt kommt den ganzen Tag keine Ablösung mehr. Ist auch recht. Bleiben wir halt! Solange wir bleiben, ist die Heimat unser.“ Er will noch etwas sagen, aber da pfeift aus dem Nebel ein Schrapnell hoch und fällt links vom Grat in Ninas Gestein. Der Pufferer flucht nun laut den abstürzenden Felsen nach. „Wie sie nur bei dem Nebel schießen mögen! Und gut haben sie eingestellt, die schönen Tage richtig ausgenutzt.“

Aus dem Nebelgrau blist es jetzt ununterbrochen auf. Gewehrscüsse knallen hinein, und ein Maschinengewehr rattert dazwischen. Unten ist ein Sturmangriff; denn nun hört der Pufferer ein Geschrei, als wenn sämtliche Berggipfel losgelassen wären. „Und ich habe da heroben und habe nichts zu tun“, bemerkt der Alte zu einem vor ihm aufstehenden Rebell. „Dieser verdammte Nebel!“ schimpft er ärger-lich, als die Nebelwolken sich dichter um den Grat drehen, als wollten sie ihn gänzlich aufsaugen.

Des Pufferers Ohren sind scharf, und sie vernehmen jetzt ein Knochen ganz nahe vor sich. Er reißt das Gewehr an die knochige Wade und fährt mit dem Laufe im Nebel herum. Schenken er nichts als den dunklen Schatten der Wand seinwärts von ihm. Vom Graben unten, von seinen Kameraden, kann es keiner sein, der da heraufschaut; denn von denen hätte ihm schon längst einer die Karole zugerufen.

„Wer ist da?“ schreit der Pufferer, und von der Wand echot es zurück. Das Knochen kommt näher. Nun hört er auch Schritte und Steine fallen. Der Pufferer kriecht nun nach vorne, ganz an den Rand des Grates heran. Dabei lösen sich Steine, die in die Tiefe hinunterstürzen. Jetzt hört er deutlich einen Schrei heraus: „Gib Acht, Vater! Ich bin es, der Kavel.“ „Ich komm“ zu Dir hinauf, ich bring“ Dir einen Mantel. Hörst Du, Vater?“ Der Pufferer kann zuerst nicht glauben, daß sein Sohn hier an dieser Wand herum-klüffelt bei diesem Nebel und... da geht ein Saufen wieder durch die Luft und nimmt dem Pufferer die Gedanken von dem Krieg, der da heroben herrscht und in den sein Väterl hineinklüffelt. Eine Granate hat den Alten fast einem mächtigen Felsblock zurückgeschleudert bis zum Absturzrand des Grates.

„Vater!“ Seifer ist dieser Schrei, voller Angst dringt er aus der Brust des Bubens. Das Echo trägt den Ruf hoch und wirft ihn von einer Wand zur anderen. Wieder geht es nach: „Vater, so höre doch! Ich bin bald oben —“ Und dann tappen Hände zum Gestein des Grates hin. Voll Blut

sind die Hände, und zerrissen ist die Haut. Ein rotvolles Gesicht mit zwei runden hellblauen Augen darin taucht auf. Die Augen sehen kaum unter dem breiten Rand des Bergler-hutes hervor. „Hinst, voller Wangen, voller Entsetzen und voller Tränen gleiten die Augen den Grat entlang. Der Kavel stemmt sich den letzten halben Meter zum Grat hoch und kriecht vorwärts. „Vater — Vater — ich — bring“ — Dir — den Mantel — und Patronen — und was zum Essen. Vater, hör doch!“ Wie hoch kommt es von der Wand zurück: „Hör doch... Vater!“ Aber der Alte hört nicht mehr. Zwischen Steingeröll liegt er mit dem Gesichte nach unten auf dem Gestein. Blutrinnen schlängeln sich vom leb-losen Körper weg. Die rechte Hand umballt das Gewehr. Der Kavel kniet neben seinem toten Vater nieder. Die Knabenhände greifen nach dem leblosen gekrümmten Fleis-chnel und werden feucht im Blute. Weinen würzt den Jüngling. Stöhnweise ringt sich ein beängstiges Schluchzen empor, das ihn schüttelt gleich einer Bappel, in die ein Sturm ge-fahren ist.

Allmählich faßt sich der Bub. Er legt den Rucksack ab, zieht den Mantel heraus und breitet ihn über den toten Vater. Dann nimmt er dessen Gewehr, setzt sich neben die Leiche und hält Ausschau in die dunkle und ruhige überende Bergwelt rings um ihn.

Als die Nacht niedersteigt, das Geschloßfeuer von drüben verflammt und das Rattern der Maschinengewehre abflaut, singt er leise vor sich hin, irgend so ein trauriges Lied, das er in der Schule gelernt und das er oft im Friedhof des Dorfes gehört hat.

Endlich reißt der Nebelschleier auseinander. Im Süden leuchten schon einige Sterne zwischen den Felsen, die vom Tale zum Himmel ragen. Die Schatten der Zinnen ragen blauschwarz und nebelnüllt in die Nacht hinein.

Da erhebt den Kavel ein seltsames Gefühl, als seine Augen tief unter ihm den Graben sehen, darin die Soldaten wie winzige Punkte hin und herren, und die Berge im weiten Umkreis und höher tief im Tale drinnen. Er darf für diese Heimat wachen und kämpfen und Vaters Posten antreten, wie er einmal Vaters Nachfolger auf dem Berg-bauernhofe geworden wäre. Und wenn auch ein toller Wind ihm ins Gesicht bläst, wenn sein junger Körper fieberd vor Kälte, so ringt sich in ihm doch ein Lied hoch, das er in die nun schweigende Nacht hinausringt, ein Lied von der Heimat-liebe, die mit dem Tode endet...

Ganz still war es ringsum geworden, als die beiden ge-endet hatten. Nina strich ihrem Mann leise über das Haar, und die Bauern wuschelten sich mit den Rockärmeln über die Augen.

Wehr als dreißig Jahre später erst erlebte der Söhner vom Fjord seinen letzten Frühling. Die Urne mit seiner Asche wurde in einer weiten, hellen Felschöhle umweit seines na-turpflanzigen Bestattungs-Troldhauses beigesetzt.

Nach heute entbieten die Felsen schmerzhaft das Haupt, wenn sie mit ihren Wunden an jener Felschöhle vorüber-geformt. Dessen verbleibender Steinblock die Inschrift Edward Grieg trägt.

Das Jahr der Gnade.

Skizze von Kurt Felscher.

In dem Thüringischen Fürstentum L. war ein Wunder geschehen; nicht von heute auf morgen, nein langsam; aber von Tag zu Tag umso fühlbarer stieg die Gnadenfülle des allerdurchlauchtigsten Fürsten Wilhelm am bis her zu befechteten Himmel des waldumkränzten Fürstentums empor. Seit zehn Jahren sah der im besten Mannesalter stehende, noch immer Unverheiratete, auf dem Thron seiner Ahnen, bisher ein vorwärtiger, fast finsterner Herr, der ob seiner harten Maßnahmen bei seinen Untertanen wenig Liebe und Verehrung, dafür umso schmerz-licher Unzufriedenheit genoß. Auch er hatte wie manch anderer deutscher Fürst damals die Absicht gehegt, eine Anzahl seiner wehrfähigen Untertanen nach Amerika zu ver-bachern, als Kanonenfutter für den dort tobenden Un-abhängigkeitskrieg. Da war der Anfang des Wunderbaren ge-schehen. Wie es dazu gekommen, blieb wochenlang ein Ge-heimnis, bis es in die Häuser und Höfen durchdrang. Ein Mädchen, eines der Ausgehobenen Schwestern, hatte sich im Park dem Fürsten zu Füßen geworfen, um des geliebten Bruders Leben gefleht und — o Wunder! — des Fürsten, Unnahbaren Herz gerührt. Mehr noch! Fürst Wilhelm sollte sich auf einer Gartenbank lange mit der Schönen unterreden, der beim Abschied eine vom Strauche gebrochene dunkelrote Rose an den jugendlichen Wulst gesteckt und ihr lange und tief ins purpurglühende Antlitz geschaut haben. Und es mußte wohl etwas besonderes in dem Fürsten vorgegangen sein; denn nicht nur der Bruder des Mädchens kam frei, son-der der ganze Blutschwamm des Fürsten wurde wiederherge-stellt. Wenige Wochen nachher verkündete man im Land: Der allerdurchlauchtigste Fürst Wilhelm hat die Demoselle Dorothea Falknerin, des Hofpferknechtes August Falkners und dessen Ehefrau's Tochter geboren. Zücker cheliche Tochter, in den Wäldern auf zu erbeben ge-ruht und wird selbige Freifrau Dorothea Falknerin von Falkenhäusen anno domini einkunfthundert und zweihundertachtzig als Ehegattin heimgeführt.

Was es nur einer seiner launischen Willkürakte, mit denen der Fürst seine Untertanen so manchenmal überfallen? Er hätte es nach Art anderer Herrscher der Zeit begnügen können, nämlich ohne Gehör und kirchlichen Segen. Doch es war ihm ernst mit seiner Liebe zu dieser blauenjüng-lichen Blondpfe. Sie hatte keine durch Menschenverachtung und Schicksal verdirbte Mannesseele erweckt. Den offenen oder überlistigen Hohn derer, die feinsinnliche waren, beachtete er ebenso, wie er seine junge Gemahlin mit all der in den Jahren der Einsamkeit verdrängten Liebe überschüttete. Und diese Untertanen, vom Minister bis zum Besenbinderpaar in der Köchshütte, konnten nicht genug staunen, wie immer freundlich sich von Tag zu Tag das Leben im Landchen ge-staltete, und der „gnädige Fürst“ ward bald zum meist ge-liebten Ausdruck für erst schüchtern, dann immer lauter werdende Dankbarkeit und Liebe. Aber fast noch lauter er-scholl der Ruhm der „gnädigen Fürstin“, die wie man sich von Ohr zu Ohr raunte, das Wunder vollbracht hatte, einen Saulus zum Paulus zu wandeln.

Und eines Tages drohten dem Schloß der Residenz Kanonenschüsse durch den taufischen Morgen und mühten sich mit den ehernen Jungen der Grotte zu einem großen Jubel- und Dankopfer für die Geburt eines fürstlichen Stammalters. Aber noch am Abend des nämlichen Tages

fiel die stolze Fahne mit dem springenden Löwen über dem Portal des Schlosses auf Salbnast, und die Trauerfunde durchlief die Residenz: „Die gnädige Fürstin ist eines frühen Todes verstorben.“ Mit all der ihr gebührenden Ehre ist die junge Mutter im Mausoleum des Schlossparks beigesetzt wor-den. Den Fürsten selbst erblickte niemand. Zeigelang hat er die inneren Gemächer des Schlosses nicht verlassen; und als er nach einer Woche zum ersten Mal den Präsidenten des geheimen Konfess empfing, verließ dieser mit bitterem Acheln das Audienzimmer seines Herrn. Nicht die ge-brochene Haltung des Fürsten war es, die ihn so bedrückte; nein, das Papier, das er in den Händen hielt, wollte ihm schier die Hand verdrehen. Kopfstüttelnd las er den Erlaß des Fürsten:

„Prinz Wilhelm-Friedrich, der seine Mutter bei seiner Geburt vom Leben zum Tode gebracht hat, ist sofort aus meinen Augen zu entfernen, ohne daß der Ort seines Aufen-taltes mir bekannt zu geben ist. Für seine Upagasse soll aus der fürstlichen Kasse ohne besonderen Aufwand gefordert werden.“

Seitdem sprach man im Fürstentum nur mit verhaltenen Stimme vom „Jahre der Gnade“, das so bitterrecht be-gonnen und so trübselig geendet hatte. Nicht daß der Fürst im seine fehöre Härte zurückgefallen wäre; aber niemand sah ihn mehr lächeln, mit niemand, auch mit seinen nächsten Dienern aller Rangstufen sprach er mehr als das dienliche Nötigste. Der Namen seines Sohnes durfte niemand nennen. Und dieser junge Prinz wuchs im Hause seiner bürgerlichen Großeltern heran, wurde, unbekannt seiner fürstlichen Per-sönlichkeit, ein tüchtiger Mensch, trat in preussischen Heeresdienst und wurde Offizier.

Mitte Oktober 1806 schlug der große Korse die letzte ihm noch im Wege stehende Wand zu Boden. Die Feinde, wo Hohenlohe sich gegen Napoleons überlegene Geschwader ver-bündet wehrte, wurde auch Leutnant Falkner verundet, gefangen und mit anderen Schiffsgegnossen nach dem Thüringischen geschickt. In einem Gefangenen der Residenz des Fürstentums L. kamen sie unter. In diesen Tagen unter-nahm Fürst Wilhelm einen Besichtigungsgang durch die Stadt, um nach den Verwundeten zu sehen, die man einge-bracht hatte. Wie er diese Franzosen haßte! Vermochte er denn überhaupt zu haßen? War nicht sein Herz tot für den Haß, wie es für die Liebe erstorben war, seitdem ihm der Tod sein Viehles durch seinen Sohn anrathen hatte? Wie mochte der weiten? Manchmal in einsamen Nächten, wenn der Fürst vom Grabe seiner Liebe heimkehrte, hatte es sich wie Schmerz in seiner Seele geregt, wie zehrende Sehnsucht nach dem Verbannten; aber immer noch trögte er der weichen Regung. In einem kleinen Raum der Gastwirtschaft „zum Springenden Löwen“ lag ein verwundeter preussischer Offizier. Als der Fürst mit dem französischen Feldherrn eintrat, fiel sein Blick auf das Antlitz dieses jungen Mannes, über dessen blutiger Stirnbinde dichtes blondes Haar emporquoll. Plötz-lich sagte der Fürst nach seinem Herzen; ihn schwebelte. Täufchte ihn ein Spuk? Dieses weiche liebe Antlitz, dieses blondhaar, diese großen blauen Augen! Und dann murmelte er in tiefer seelischer Erschütterung: „Dorothea — Dein — unser Sohn!“

Und wie das Jahr 1806 in der preussischen Geschichte zu einem Jahr der Not wurde, so wurde es für ein irrendes, einfaches Menschenherz zu einem neuen Jahre der Gnade; denn noch am selben Abend bezog der preussische Leutnant Falkner ein Zimmer im fürstlichen Schloß, und einer der Kammerdiener erzählte, der Fürst sei die ganze Nacht nicht vom Lager des Offiziers gewichen, und er, der Kammer-diener, habe einmal deutlich gehört, wie der Fürst dem leicht schlummernden ins Ohr gerannt habe: „Mein Sohn — mein lieber Sohn — vergib mir um Deiner Mutter willen.“

Die letzte Fahrt der „Anna Behrendsen“.

Skizze von Werner Krueger-Hamburg.

Als Anna Behrendsen im Morgenmehl am Arme ihres Mannes über die feuchten, schleimigen Treppen stieg, die zu den Kassen hinunterführten, wo unten noch der graue Morgen-schwaden über dem Wasser brodelte, fühlte sie die tastende Hand schleichender Krankheit auf ihrer Brust, sie griff ihr über die Rippen und kralte sich jäb, wild, tief in ihr Herz.

Da stand Anna steben und sahte mit den Händen um das schlüpfrige Geländer.

„Ich mein immer, ich werd“ es nicht mehr lange machen!“ sagte sie mit schwachem Lächeln, als das braune Gesicht ihres Mannes über ihr war.

Und er sagte sie um die Hüften, so wie man an der See Frauen zu führen pflegt, mit rauhen, rüffigen Fingern, manns-häuten und doch so lind, wie eine Mutter. — Und sie lehnte sich an ihn und schritt weiter.

Unten lag das Motorboot der Zollverwaltung, daselbst, in dem August Behrendsen jetzt zwei Jahre hindurch die Streife nahm, nach Tagen nordwärts zur dänischen Grenze, auf Lohs, Wäfen und Spirit. Am See glotzte die rote Schlußlampe in den frühen Tag wie das einzige, starrende Auge eines großen Riesen.

Und vom Südbüsch her schrie die Sirene eines Dampfers, plötzlich und laut.

Als der Zollkontrollleur mit einem Fuße bereits auf der Planke stand, zog ihn die Hand der Frau wieder zurück. „Es sind jetzt zwei Jahre her —“, sagte sie und ihre Augen suchten hinter dem Finckewärders Geland irgendwo die See.

Der Mann senkte den Kopf. „Die Anna Behrendsen“ ist auf Verlust gefahrt“, sagte er leise und freideilte über die Hand der Frau. „Das Schiff mit Deinem Namen fährt nicht mehr und wir sind arme Leute, Anna!“

Ihre Augen wurden weit unter leise herabsinkenden Tränen. „Und — und — der Junge —“, August — — —“ Der Mann neben ihr schloste einen Augenblick. Dann zog er sie an sich und drückte ihren Arm. „Ich bin froh, Anna, daß er so stark — auf der Brigg — den See mannsstark“.

„Er stark —“, sagte sie und zitterte. „Er stark ehlich, wie ein Behrendsen immer stark“, sagte der Mann, ich bin so froh darüber.“ Er lächelte und stieg in die Barke.

Vom Schiff her schrie noch einmal der Dampfer — wie ein Tier in Todesnot.

Hinter Nordstrand aber, wo vom Ausbriet und Vort-trappie die Wetterfrauen in grauen, langen Mänteln aus See eilen, wie es die Schiffer von Pellworm glauben, schmit eine weiße Pollschacht nachborswärts an den Küster.

„Küster Rixe ab!“ schrie Behrendsen zurück und ließ den Scheinwerfer über die große weiße Regierungsschiff an Bord gleiten.

„In Ordnung! Westlich von Zylt kreuzt eine Brigg! Golt mächtig auf! Wurde schon paar Mal beobachtet! Stark spritzmuggelberdächtig! Halten Sie an, Behrendsen, und gehen Sie an Bord!“

„Wird gemacht!“ sagte Behrendsen ruhig und tief in dem Maschinenraum.

Der Küster fiel westlich ab und die Pollschacht verschwand als kleiner weißer Punkt im Dithmarscher Tief.

Westlich von Zylt tobte der Sturm über die freie See. Der Küster stampfte und schlingerte. Behrendsen's Augen aber suchten im Glas nach den verdächtigen Westgeln einer gefährdeten Brigg. Als sie ihm aber endlich in das Blickfeld kamen, so zwischen Hörnum-Obbe und Amrum, daß, da rix es ihm den Feldstecher aus der Hand. „Vollte Kraft voraus!“ brüllte er in den Maschinenraum und dann — als er lang-sam gegenüber der Brigg Faden gewann, da ließ er zitternd das Glas sinken. Da vor ihm kreuzte die „Anna Behrendsen“ im Sturm.

„Es kann ja nicht wahr sein!“ murmelte er zwischen den Rähnen. „Ich hab“ doch den Jungen nach den Azoren ge-schickt mit ehlicher Ware auf der Brigg. — Es kann ja nicht sein, — nein — — —“ Und dann salteten sich seine schwe-ren Hände über dem Delzeig. „Serr Gott, gib, daß es nicht wahr ist!“

Als er nach einer kurzen Weile auf der Brigg stand und die Männer auf dem Zollkutter den Strahl des Scheinwerfers über den Bord gleiten ließen, da sah er im Licht das gleiche Antlitz seines Sohnes.

„So“, stöhnte er, „das hast Du also aus meinem Schiff gemacht!“

Und der Junge wurde bleich und wich zurück, weit hinter die Kiste mit dem Tafelwert. Und plötzlich hatte der Vater

den Jungen ergreifen, an beiden Schultern, rüttelte ihn und schrie auf: „Nun rede doch! Sag, daß Du nichts hast! Sag, Du hast ehrliebe Ware an Bord!“ Und als der andere schwieg, da streich ihm der Vater über die Wangen, über die große Tränen liefen. „Sag es doch, Heinrich, sag es doch! Wir warten ja alle auf Dich! Mutter betet für Dich!“ Und dann plötzlich schrie er mit veränderter, entstellter Stimme: „Wieviel, Bursche?“ Der Junge neigte den Kopf. „Zehn-tausend Mark.“ Da lachte der alte Kapitän in sich zusammen. Seine Hände griffen nach dem Rellingholz und seine Blinde suchten auf dem Wasser etwas, was nicht kam. Er hörte nicht, was der Junge mit zitternder, heißer Stimme flüsterte: „Ich konnte nicht loskommen von ihr, Vater, — und sie brauchte Geld, immer wieder Geld, mehr, als eine Fürstin.“

Der Alte nickte nur mechanisch mit dem Kopf. „Und da hast Du mein ehrliebes Schiff genommen, das den Namen Deiner Mutter trägt.“ Er schaute tief auf. Und dann, mit einem jähen Erschrecken: „Und ich muß jetzt mein eigenes Schiff verlassen und den eigenen Jungen an Bord bringen als Arrestanten der Zollverwaltung. Hast Du nie daran gedacht?“

Der Sohn hielt den Kopf gesenkt. Minuten vergingen, dehnten sich zu Stunden. — Der Sturm heulte. Dann erscholl der mahnende Ruf der Zollmänner im Boot. „Hoi, Kaptein! Zollware!“

Da ergriß der Alte den Arm des Sohnes. „Geh! hinunter zu ihnen und sage, daß ich — daß ich — das Schiff erst genau untersuchen muß. Rimm alle Leute an Bord mit Dir — alle, alle von Bord.“ — Und als der Junge fragend aufschah, zogen sich die Brauen des alten Kapitäns zusammen. „Hast Du nie gehört, so jetzt!“ Da gab der Junge schweigend den Befehl. Der Blick des alten Behrdenen glitt finstern über die verneigten Männer, die jetzt das Schmutzgefäß verließen. Dann drückte er dem Sohne die Hand: „Die letzte Fahrt auf meinem Schiff, Junge, die mach' ich allein!“

Und als jener schon im Zollkutter saß, scholl die Stimme des Alten noch von Bord: „Vergiß die nicht, von der dies Schiff den Namen hat! Sie wird wohl viel allein sein jetzt!“ Die Männer im Zollboot aber sahen staunend, wie auf der Brigg trotz des zunehmenden Sturmes jeder festen Leinwand geflüht wurde. Am Topf stieg hoch die Sanftmütigkeit hoch. Und plötzlich, mit schrecklich grell leuchtender Stille, klang eine Explosion aus dem Hinterdach. „Anna Behrdenen!“ aber kreuzte brennend auf das offene Meer hinaus, und auf der Brücke stand einer, der mit ver-schränkten Armen und ruhigem Auge ins Weite sah.

Die Reife nach Rothenburg.

Erzählung von Hans Gassen.

Ferdinand Rüdorff, Student in München, fuhr in die Ferien. Er machte einen Umweg über die alte Stadt Rothenburg, um dort eine Tante und deren Tochter zu besuchen, die in einem kleinen Hause an der Stadtmauer wohnten.

Ferdinand kannte seine Tante nicht, aber als er aus dem Zuge stieg, trat ein junges Mädchen auf ihn zu und sagte mit einer sanften, leise verhängenen Stimme: „Bist du Ferdinand Rüdorff?“ Und da er nicht, sagte sie weiter: „Ich bin Beate; die Mutter laßt sich entschuldigen, da sie zu tun hat; ich werde Sie zu ihr führen.“

Die beiden jungen Menschen gingen durch die Straßen, in denen schon die ersten Schläfer der Dämmerung lagen. Die Häuser der alten Häuser blühten wie Mohn, und die Tore standen trübsalig in der Dämmerung. Es wurde ein schöner, stiller Abend.

Ferdinand erzählte von München. Und Beate sang ein paar Volkslieder.

Sie hatte ein warmes, inniges Stimmchen, die an das Lied der Ansel denken ließ, wenn sie in der Frühling einfiel. Und Frühling war es. Frühling in Rothenburg!

Wer ihn nicht erlebt hat, kann es sich kaum vorstellen, wie der Friede blüht in dieser Stadt. Und die Kastanien sind Herzenträger von überirdischer Schönheit. Im Stadigarten in den Hecken sangen die Nachtigallen ihr süßes Lied.

Spät ging Ferdinand seinem Gasthaus zu. Der Mond goß sein Silber aus über alle Winkel und Gassen. Es war eine zauberhafte Nacht. Alle Nachtigallen aber sangen das eine Wort: Beate.

Dreißig Jahre später. Herbst über Fronten! Die Wälder leuchteten goldrot. Ein paar späte Schwalben zogen ihre Kreise.

Der Rauch der letzten Erntefeuern schwebte geheimnisvoll Zeichen an den milchblauen Himmel. Aus dem Zuge stieg der Amtsrat Herrmann Rüdorff. Er wuschelte sich die Augen: Welches Jahr schrieb man?

Stand dort nicht Beate, seine Waise Beate? Ein junges Mädchen trat auf ihn zu und sagte fast die gleichen Worte — wie vor dreißig Jahren: Die Mutter habe nicht selber zur Bahn kommen können, sie erwarte ihn im Gässchen an der Mauer; sie aber sei seine Nichte Beate. ...

Und dann ging der Mann mit den silbernen Schläfen, der Mann, der vor ein paar Monaten seine Frau begraben hatte, und auf den zu Hause, in der fernen kleinen Stadt, fünf Kinder warteten, durch die Straßen, immer wieder das junge Mädchen, das ihn geleitete, aufschauend und immer wieder flüsternd: Beate. ...

Es hatte sich nichts verändert seit damals. Die Häuser blühten rot wie Sommermohn. Und wieder war es die Stunde der Dämmerung. Aber keine Ansel sang, und Kinder und Kastanien hatten Angst ausgeblüht.

Herbstnebel füllten den Abend, silbern wie Mondschein. Ferdinand blieb eine Weile, und dann nahm er Frau Beate mit sich in die ferne kleine Stadt.

Der Stumme.

Skizze von Kurt Bod.

Mit dem Lachen eines Traumes auf den Lippen kicherte Peter aus Schloß und Zelt.

Dunkel lag sein Boot lieblich im glitzernden Glase unter den schlummernden Bäumen, eine Willebene hoch aufgeschwungen oben auf. Zu Nied und Schill flüstern nächtliche Winde, und erster Schimmer der Frühe sangt sich überall im Land. Jenseits des Flusses wartet im Nebel ein Rindlender Rehe. Aber erst als Peter vom Morgenbade zu seinem Schnecken-häusel zurückkehrt, entdeckt er, daß sich über Nacht ein Nachbar eingefunden hat: Schmutz steht ein kleines Spitzgebild neben dem seinen, geräuschlos.

Dem Wasserwanderer ist nicht viel heilig; außer seinem Boot und dem Naturfrieden aber vor allem der Schlaf, der eigene und der des Kameraden. So beginnt Peter denn äußerlich behutend seine Kaffeeküche, die er jedoch meißlings so in den Wind baut, daß der erquickliche Geruch des Schlafers durch alle Zelttüren wehen muß. Dennoch gelingt das große Weiden erst einem Gischelbader, der mit misstrauischem Schrei eine ebensolche Namenskarte auf den Tisch abwirft.

Leises Murmeln wandelt sich zu heftigem Weiden der Wände. Die Zuvorrichtung fällt, und ein verhängen-ver-schlossener Wuschelkopf schnuppert wachsig herbei. Peter, sprachlos verblüfft, so dieser völlig unermittelten Verblüfftheit, ver-paßt den Morgenkaffee und rührt, darob noch verlegen, hastig und verzweifelt in seinem Kochtopf herum.

Und sie, ihrerseits verblüfft von solcher Unfreundlichkeit, wendet ihm sich zum mit einem kalt erledigenden Auf-schau den Wänden, um sich aus Waschen und Kochen zu begeben.

Während nun all seine Pantierung von einer wilden Reue gegen sich selbst bezeugt, bemerkt er, immer mehr, dass

Der Baum der Erkenntnis/ Skizze von Kurt Max Grimm

Die graue Holzhütte lag auf einer kleinen Wiese über dem Dorf. Sie würde elend ausgesehen haben, wenn nicht ein paar Linden ihre Armut mit vollen Blätterzweigen verbedeten und der Sommer in dem Garten davor jedesmal so unbändig geblüht hätte, daß man meinte, das Glück habe sich hier ein beschiedenes Nest gebaut. Vom Dorfe aus wand sich ein steiniger Weg zu ihr empor, der dann über den Sattel durch den Bergwald in die grünen Wiesen des Hessel-bachtales hinunterführte. Seitdem die alten Holzhüttenleute gestorben waren, hausten hier oben nur noch ihre beiden Söhne Emil und Michel. Was sie zum Leben brauchten, ver-dienten sie gemeinsam in dem Sägewerk unten, zogen sie sich im Garten, brachten sie aus dem Dorfe oder der Stadt heim. Und abends standen sie hembärmelig am Feuer und lachten oder piffen in das Schmoren und Singen ihrer Töpfe, als wollten sie dadurch die Armut von Wand und Diele scheuchen. Wie Natur und Schicksal oft erst wunderliche Wege gehen müssen, um zwei für einander bestimmte Menschen zusammen-zubringen, so hatten sie hier die beiden schon von Kindheit an ergänzt. Wenn der dreißigjährige, berbe Michel den Holz-knechten ein Wort zu viel gesagt hatte und sich rohe Fäuste gegen ihn erhoben, dann sprang der lang aufgeschlossene Kluge Emil lächelnd dazwischen, daß die andern murrend von bannen gingen. Oder wenn der lange Emil trotz seiner Klugheit mit den Stämmen nicht fertig wurde, dann griffen ein paar harte Hände zu und halfen ihm. So waren sie aufeinander angewiesen und nahmen es hin als etwas Gegebenes.

Da fiel eines Tages ein Schatten in ihr Verhältnis. Sie waren beide in das braunhaarige Mädelchen unten im Dorfe verknallt, das mit süßen Blüten nicht wußte wohin und beiden davon reichlich gab. Ihre Gespräche wurden kürzer, rauher. Sie brachten nicht mehr in einem Topfe, aßen nicht mehr aus einer Schüssel, lachten und piffen nicht mehr am Feuer. Wüthiger schwang der berbe Michel die Axt gegen die Stämme, daß die Späne flogen. Fester biß der lange Emil die Zähne auf die Lippen, um es dem Bruder gleichzutun. Und wenn er sich schon einmal vor-genommen hatte, mit Michel zu reden, dann brachte er es nicht fertig, sobald er dessen dunkle Augen in den seinen fühlte. Die Jagten: „Geh! mir aus dem Weg und halt's Maul, Du!“ Sie lebten nebeneinander her wie Tiere, von denen eins das andere fürchtet, auch dann, als man eines Morgens den langen Emil mit zerfurchtem Fuß nach Hause brachte. Die Mo-nate seiner Genesung waren die letzten und schmerzhaftesten seines Lebens. Und je verzweifelter er selbst wurde, desto heftiger schien der Michel zu werden. Er stolperte früh-morgens den Weg hinunter, nachdem er Emil den Kaffee gereicht hatte. Eben dieses Hinreichens, dieses Dienen. Dieser fleischliche Blick dabei. Dieses schwere wüthige Schreien durch den Fluß, und dann dieses verfluchte Pfeifen. Wie er das alles tat, der Michel.

Seute, am Freitag, nach Michel noch dem Mittag ins Dorf hinunter gegangen. Gegen Abend wollte er zurück sein. Warum erst am Abend? Wollte er dem Schweigen aus dem Wege gehen? Oder hatte er sich mit dem Mädel verabredet? Der lange Emil hinkte am Ende durch den Garten, setzte sich auf eine Bank und starrte ins Meer. Es war ein Fieber in ihm. Das Bein schmerzte. Er wußte, er wird keine Bäume mehr fällen können. Und dann? Bei diesem Gedanken fuhr er mit der Hand an den Hals. Der Stragen drückte. Sein Atem ging schwer. Er fühlte, wie ihm das Blut heiß ins Gesicht fließt und hernach am Herzen stödt. Kein Lufthauch. Die Wunden summten in den Händen. Das weiche Singen tat ihm heute weh. Er verfluchte sich klar zu machen, warum jetzt alles anders sein mußte als früher. Dabei verpaßte er sich immer tiefer und hingab sich an einen irrsinnigen Ge-danken: Eins von den dreien war im Wee. Wenn dieses

Mädel da unten nicht wäre — oder der Michel? — Nein! — Er! Was konnte ein Holzknecht mit einem hinken Fuß schon schaffen. So quälte er sich den ganzen Nachmittag bis zum Abend. Mit fiebernden Händen wühlte er in Papieren, nahm einen Strich, schrieb schließlich auf einen Zettel ein paar Worte, verriegelte die Tür und hinkte hastig dem Walde zu wie einer, der zu einer Tat entschlossen war. Je näher er den schwarzen Bäumen kam, desto mehr ballten sie sich in seinen Händen zu einem einzigen Baume zusammen, einer mächtigen Eiche, die mitten im Bergwald stand wie der ewige Baum im Paradies. Seit einer Wilsstunde beim alten Manel sah er diesen Baum mit anderen Augen an. Der Baum der Erkenntnis. Er war ihm heilig geworden wie alles in der Heimat, mit der man fremdes begreift. Und wenn er damals dieses Weib darunter verachtete, so wollte er es heute erwürgen — erwürgen wollte er es, daß diese Blide aufhörten! Sein Atem ging heiß, und das Herz schlug hart, als er den Baum erreichte. Er griff in die Tasche nach dem Strich.

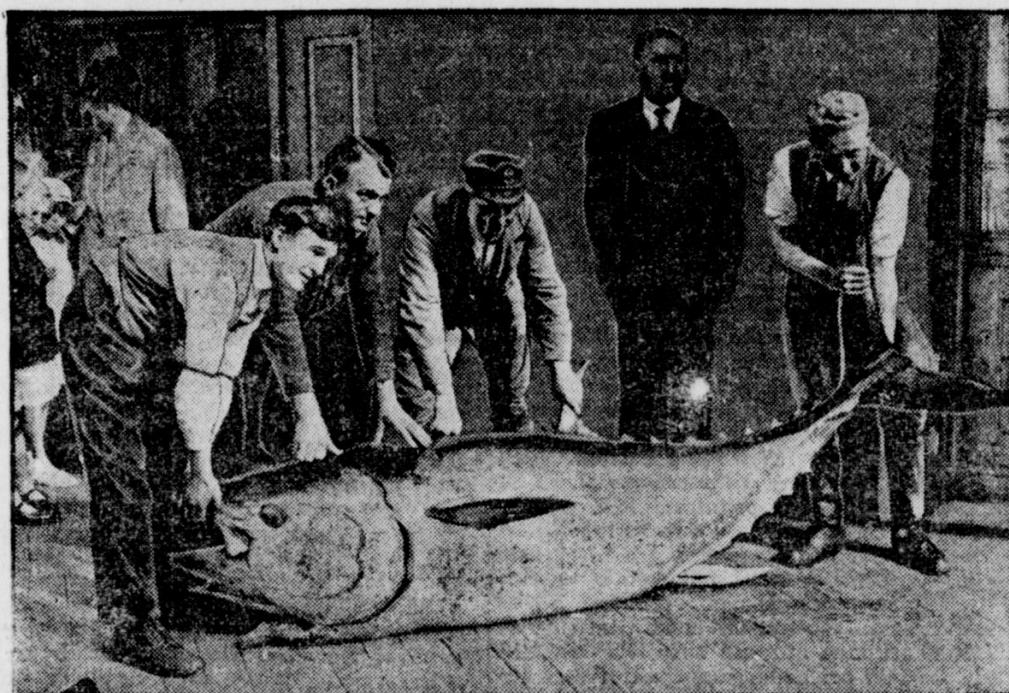
Seit seiner Flucht aus der Hütte hatte ein ferner Wind Wolken geballt und am Himmel hochgetrieben. Der lange Emil hatte weder Auge noch Ohr für das aufziehende Wetter. Er verstand nicht mehr die Zeichen des Himmels, und doch schrat er zusammen, als jetzt der erste Blitz durch die wind-geräuschten Wipfel fuhr und ein Donner mit jähem Knall folgte, als ob der Wald auseinanderbrachte. Die Augen weit aufgerissen, starrte er in den Baum empor. Eine Angst hatte ihn auf einmal befallen, eine Angst, so wild und tierisch, wie sie der Mensch nur in seinen höchsten Nöten zu empfinden pflegt.

Kramphofst hielt Emil den Strich. Er wollte vorwärts. Die zitternden Beine verlagten den Dienst. Da geriet ein zweiter Strich die Finsternis des Waldes, und noch einmal sah der lange Emil den dunklen Ast, den er genau kannte. Hier hatten die Holzknechte den alten Manel abgeknitten, dem der Krebs im Leibe saß. Emil hatte ihn damals raufen sehen. — Im Hochsommer. Die Heidebeeren waren reif. Die Erinnerung der gräßlichen Anblick des alten Mannes und der dumpfe Klang eines aufschlagenden Leinwands wurden so ungeheuer mächtig in ihm, daß er wie abwesend seine Hände gegen den Ast streckte. War er das nicht selber? Und morgen würden sie ihn so abschneiden, und es würde wieder so klingen.

Der Regen rauschte. In wenigen Minuten war Emil völlig durchnäßt. Und wie er noch so unter dem Baume stand und die Qualen des alten Manel litt, da fühlte er, wie ihn das Leben auf seinen Wellenrücken nahm und ihn nach oben trug. Er fühlte, wie alle Fäden leise sprangen, die dieser ird-sinnige Gedanke um ihn gesponnen hatte. Und dieses Gefühl des Lebensvollens wurde durch ein anderes gestärkt, das plötz-lich wie eine Erkenntnis über ihn kam: Was war denn der Michel ohne ihn! Gehörten sie nicht zusammen? Mühten sie nicht einander helfen? Es wurde ihm mit einem Male alles so klar, daß eine zitternde Freude ihn befiel. Der Strich. Weit holte sein Arm aus und schlenkerte ihn in die Dunkelheit gegen den Ast, um den er sich wie eine Schlange ringelte. Dann ging er.

Der Regen floß reichlicher, ungehemmt. Er merkte es, als er aus dem Walde trat. Da stötte sein Fuß. Ein Mann leuchte den Weg herauf und rief ihm bei seinem Namen. Es war Michel, der den Zettel gefunden hatte und um den Bruder bangte. „Zwischen uns wird niemand mehr stehen, Bruder“, sagte der berbe Michel und reichte dem Verdutzten die Hand, die der Schweigend nahm. Und wie sie so eins im andern durch die Regenmacht ihrer Hütte zu gingen, da fühl-ten sie den Sieg des ewig Guten.

Seltene Beute



Dieser 6 Zentner schwere Thunfisch

wurde in der Kieler Bucht gefangen. Der Fisch wurde wahrscheinlich durch Makrelenzwärme in dieses Ge-wässer gelockt.

Verwegungen, so freundschaftlich sie anzuschauen sind, jene an-greifende Kühle aus, die unentwegtes Beobachten quälend herausfordert.

Und Peter geht, kriecht, sitzt umher, einen halben Blick ihr heimlich zugewandt, — er schmort innerlich und möchte sich selbst nachhegrob ausbleiben, aber nur ein Aluminium-topf erntet eine Beule, und ein Zeltstock knackt aus dem Be-schlag, so daß Galten der Bechnut die Wände furchen.

Der eben noch so selig-blaue Frühmorgen bezieht sich düster, eine Bö prallt durch die Wipfel. Da entschließt sich das Mädel mit einem sichtlich Rud, bringt sein Fallboot zu Wasser und versinkt Zelt und Zubehör. Und Peter, der verblissene Dauerkopf, packt selbst jetzt nicht zu, liegt längelang hinter seinem Kajak, an einer Scheinwand beland, lugt zwischen Farn heraus und flucht in sich hinein.

So sitzt sie denn los mit behebendem Raddelschlag. Schaut sich nicht einmal um. Entschwindet hinter Schiffsägern und windbeugenden Weidenbüschen auf den nahen See.

Mit wildem Geknurre setzt plötzlich der Frühmorgensturm durch den Wald, Aeste hageln herab, und Regen knöchelt dunkel hinterdrein.

Schon will Peter sich in sein trocknes Zelt bekranken, da wirbelt ihn der Auf der Wipfel, unbewußt, aber froh willkommen, herum, er schleift eilends sein Boot über die Böschung hinab und jagt fluchend, daß der Bug gefährlich unter die Wellenfläche taucht.

Der See ist weiterhin weiß gefächelt von Gischt und Schaum, tief lauten die jagenden Wellen, und die Böen wühlen das niedrige Wasser bis zum Grunde auf.

Kein Boot ist sichtbar!

Peter richtet sich, die Knie beiderwärts angestemmt, auf: Dort in Seemitte treibt ein heller Strich! Und er schlägt seinen Kiel vorwärts, erst Wind und Wellen schäumen entgegen in toller Arbeit, dann in einer Wendung, die ihm einige Kübel über den Kopf baut, mit achterlichem Wetter zielau.

Er hat sie gefischt, in sein flatterndes Schneckenhaus ge-borgen.

Und — trotz allem —, als sie in seinem Arm, in ver-dächtiger Nähe seiner aufleuchtenden Augen erwacht, da lacht sie hell, denn nun erst quetscht es sich heraus, das verpaßte, oermaldeite, jetzt so grundsätzliche „Guten Morgen!“.

Der Braune.

Skizze von Paul Glaserapp-Berlin.

Erntefesttrubel im Dorfwirtshaus. Neben mir am Eckstisch der Gaststube sah der alte Förster. Einer der jungen Burschen, die am Eckstisch standen, der längste unter ihnen, fiel mir auf; ich kannte ihn nicht.

„Der? Das ist der lange Hinrich, dient das fünfte Jahr beim alten Wiesenbauern als Knecht. Von dem muß ich Ihnen erzählen, wird Sie interessieren.“ — Armer Leute Kind, war er nach dem Tode seiner Eltern auf die Wandererschaft gegangen und eines Tages in unser Dorf gekommen. Auf dem Ader hinter dem Bauernhause pflegte der Kleinrent. Der Braune machte ihm zu schaffen. Der Bursche wurde müde und schlief auf das Tier ein. Dauerte aber nicht so lange, da sah ihn die Frau des langen Hinrich im Genick. Dem Knecht die Peitsche entreißen, sie umdrehen und mit ihr auf ihn los-zudrehen, war eins. Aufbrüllend rief sich schließlich der Bursche los und lief ins Haus. Hinrich aber holte in seiner Wilden Wasser aus dem Graben, kühlte die Striemen des Tieres und klopfte ihm beruhigend den Hals. So fand ihn der Wiesen-bauer. Verwundert sah er auf den fremden Gesellen.

Nun ja! mal erst, wer Du bist und was es hier ge-geben hat!

Hinrich nannte seinen Namen und erzählte, was sich zugetragen hatte.

„Dient hat er die Peitsche; aber 'n bißchen grob hast Du's gemacht“, sagte der Bauer, drückte ihm ein Geldstück in die Hand und fuhr fort: „Nun sieh zu, daß Du weiterkommst! Mir scheint, die Sache läuft nicht gut aus für Dich.“ „Was kommen soll, kommt. Bin müd. Genug für heute...! „Denn komm mit!“

Alles war glatt gegangen; aber die Eltern des Klein-knechts hatten zum Arzt geschickt, sich ein Attest ausstellen lassen und Anzeige erstattet. Hinrich wurde eingesperrt. Als seine Zeit um war, spannte der Bauer in aller Frühe an, fuhr in die Stadt und wartete auf Hinrich. Redensarten wurden nicht groß gemacht. Der Bauer fragte ihn: „Ich brauche einen Knecht, hast Du Lust?“

„Ist der Braune noch da?“ „Ja, der ist noch da, der Fuchs auch.“ „Ist gut!“

So kam Hinrich ins Dorf. Anfangs, wenn er durch die Straßen ging, sah er keinen Menschen an; aber nach und nach wurde er mit den anderen Burschen bekannt. Die Scheu wich, und schließlich hatten sie ihren Spaß daran, ihm, der gutmütig von Natur war, so lange zuzusehen, bis er warm wurde, sich einen von ihnen griff und ihn gehörig abprügelte. Die Bal-gereien verliefen zumeist harmlos; aber aus Scherz wurde Ernst, wenn bei Festlichkeiten der Alkohol aufreizend auf die Gemüter wirkte. Dann mußten die Alten eingreifen und die Kampfahne auseinander bringen.

Der Alte redete auf Hinrich ein, aber es half nicht viel. Es blieb nicht aus, daß dem Knechte Feinde erwuchsen. Das sollte er gar bald erfahren.

Als er eines Abends in der Herbestall kam, war der Braune nicht da. Hinrich lief wie wirr umher, suchte den Hof und den Gemüsegarten ab, — der Braune war nicht da. End-lich sah er das Tier hinter der Umzäunung des Kartoffel-ackers stehen. Da stand der Gaul, rüdtte und rüdtte sich nicht, und als es Hinrich gelang, ihn in den Stall zu führen, hinkte er. Was war geschehen? Wahrscheinlich hatte man dem Burschen einen Schabernad spielen wollen, den Braunen in der Dunkel-heit aus dem Stall auf den Ader geführt und ihn dann wild gemacht, so daß er losprelschte. Beim Ueberpringen des Zaunes mußte er zu Schaden gekommen sein. Der Tierarzt stellte eine Sehnenverletzung fest.

Der Wiesenbauer machte nicht viele Worte, zahlte Hinrich noch an demselben Abend seinen Lohn aus und sagte ihm den Dienst auf. In aller Frühe des kommenden Tages mußte der Bursche den Bauernhof verlassen.

Der Abend kam. Mit ihm Hinrich. Ohne anzuklopfen, betrat er die Wohnstube, blieb an der Tür stehen, sah starr den Bauern an, brachte aber kein Wort hervor. Der Wiesen-bauer sah die Augen weit auf. „Was willst Du?“ fragte er ihn. Hinrich stand da wie ein Pfahl, schwieg aber.

„Was Du willst, frag' ich.“ Wie von weither kam die Antwort: „Dableiben, Bauer.“ Der Alte lachte auf.

„Willst auch keinen Lohn?“ „Anim! Wer seine Sache macht, kriegt von mir sein Geld.“

Bauer, ich muß... der Braune...“ stieß Hinrich hervor. Eine Weile war's still.

„Ich kriegen ihn wieder zurecht, Bauer; darauf könnt Ihr Euch verlassen.“ Der Bauer sagte nichts. Da griff Hinrich in die Tasche und legte Geld auf den Tisch.

„Was soll das?“ „Für den Viehdoctor.“ „Das ist meine Sache.“

Da stieß Hinrich die geballten Fäuste auf den Tisch und sagte, es mochte wohl sein letztes Wort sein: „Bauer, ich muß... dableiben. Alles wird werden... — wie es soll.“

Der Bauer ließ den Kopf sinken und schweig eine Weile, als er den Blick hob, sprach er: „Meinetwegen, Hinrich, bleib! Da; aber das Geld fied ein!“

Hinrichs Fäuste lösten sich. Er nidte nur und schritt schweren Schrittes zur Tür. Die Nacht brachte er auf der Futterkiste sitzend zu und pflegte den Braunen nach Anordnung des Arztes.

Der Gaul konnte nach einigen Wochen wieder vor Wagen und Pflug gespannt werden. Der alte Wiesenbauer aber brauchte es nicht zu bereuen, daß er den langen Hinrich wieder in Dienst genommen hatte.

Frau Herzogin läßt bitten... für 5 Schilling

Die Not der Zeit hat auch in England und sogar in seinem mit besonderer Fähigkeit am Alten hängenden Gesellschaftswesen tiefgreifende Veränderungen herbei-geführt. Einen der einschneidendsten Schritte tat kürz-lich die Herzogin von Richmond, die in der Londoner Gesellschaft eine führende Stellung einnimmt. Auch über England hinaus sind die riesigen Feste und Empfän-ge des hohen Adels bekannt, bei denen der Gastgeber oft viele Hunderte von geladenen — und häufig auch unge-ladenen — Gästen in seinen Räumen empfängt. Es ver-steht sich von selbst, daß derartige Veranstaltungen höchst kostspielig sind. Und hier setzt die Neuerung der Herzo-gin von Richmond ein. Sie hat zunächst in einem fei-nen Hause einen sogenannten Tanzklub gegründet, des-sen Mitgliedschaft nur dem engsten Bekanntenkreise der Herzogin gegen Zahlung von zehn Schillingen frei steht. Will die Dame nun eine Abendgesellschaft oder derglei-chen geben, so tut sie dies in den Räumen des Klub, des-sen Mitglieder gegen Zahlung von fünf Schilling dann Zutritt zu der Veranstaltung erhalten. Trotzdem jeder-mann die Zusammenhänge kennt, findet niemand etwas dabei, daß die vornehme Dame sich ihre Gastfreundschaft bezahlen läßt. Denn nach außen hin zeichnet ja der Tanzklub als Veranstalter. Die Hauptsache in der eng-lischen Gesellschaft ist eben immer noch, „das Gesicht zu wahren“.

Gedanken.

Von Richard von Schaulal.

Die Menschen, die stets aus Einsamkeit und meist ab-fällig urteilen, vertragen nichts weniger als Vielfältigkeit, die um Verfall nicht ansetzt.

Sobald Dir ein Spiegel begegnet, fass' Du Dich abes Deine Wirkung zu täuschen.

Oberflächlichen Betrachtern scheinen Gegenstände am Unbegreiflichen Widerprüch.

Man sollte sich damit abfinden lernen, daß man nicht alles verstehen muß, was man als wahr empfindet.

Kleine Erlebnisse auf der großen Funkausstellung. Unter diesem Titel zeigt der Karikaturist Olaf Jorven seine Erlebnisse auf der Berliner Funk-Ausstellung in der neuen Nummer (Nr. 36) der Münchner Illustrierten. Es ist ein fröhlicher Wimmel durch die Stände und nach-ausdrück und durch die Typen der kauf- und schaulustigen Menge.